



Bevor JAN BECK sich dem Schreiben widmete, arbeitete er als Jurist. Seine Thriller *Das Spiel*, *Die Nacht*, *Die Spur* und *Das Ende* – die seine Leser tief in die Abgründe der menschlichen Seele blicken lassen – standen auf der SPIEGEL-Bestsellerliste. Wenn Jan Beck nicht gerade schreibt, verbringt er seine Zeit in der Natur, besonders gerne im Wald.

Die Spur – Er wird dich finden in der Presse:

»Jan Beck ist einer der besten Thriller-Autoren, die derzeit auf dem deutschsprachigen Markt sind. Nie wie die anderen, mutig, auch mal schockierend.«

Christian Beisenherz

»Ein perfekter Pageturner!« *Die Presse*

»Von vorne bis hinten gelungen und höchst lohnenswert.« *Krimikiste*

»Hochspannung bis zur letzten Seite – Pageturner mit Suchtpotential.«
meine woche

»Hochspannend, temporeich und äußerst gut durchdacht.«

Salzburger Woche

»Absolut spannend.« *Fränkische Nachrichten*

Außerdem von Jan Beck lieferbar:

Das Spiel. Es geht um dein Leben. Thriller.

Die Nacht. Wirst du morgen noch leben? Thriller.

Das Ende. Dein letzter Tag ist gekommen. Thriller.

Jan Beck

Die Spur

Er wird dich finden

Thriller



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2023

Copyright © 2022 der Originalausgabe by Jan Beck

Copyright © 2023 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Vermittelt durch die Literarische Agentur Kossack

Redaktion: Verena Zankl

Umschlaggestaltung: bürosüd

Covermotiv: www.gettyimages.de /Daniel Hernanz Ramos/www.buersued.de

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-11016-3

www.penguin-verlag.de

1

SALZBURG

Die Stadt lag unter einer bleiernen Decke aus Wolken gefangen. Feiner Regen drang unablässig aus dem Himmel und tünchte jedes Gebäude, jede Straße, jeden Menschen und jede Freude in eine dunklere Version ihrer selbst.

Die wenigsten Touristen wussten, dass dieser Regen einen eigenen Namen besaß. *Salzburger Schnürlregen*. Endlose, feine Schnüre aus Wasser, die mehr feucht als nass zu Boden fielen, unterstrichen die Melancholie, die abseits der Festspiele und des Tourismus oft in der Mozartstadt zu spüren war. Der Grund für die häufigen Niederschläge war weniger poetisch: Salzburg lag in einer Nordstaulage, in der sich Wolken länger hielten als anderswo, und so regnete es hier übers Jahr gerechnet doppelt so viel wie in der Bundeshauptstadt Wien.

Für die amerikanische Touristenfamilie, die sich früh am Morgen die Zeit bis zum Einchecken im Hotel vertreiben musste, war das Wetter einfach nur schlecht. Das Kind quengelte und wollte bespaßt werden, während die Eltern gegen ihre Müdigkeit ankämpften wie auch gegen die Desillusionierung, die sich bei der Ankunft an lange herbeigesehnten Reisezielen oft breitmachte. Man kannte das ja: Stand man erst einmal vor den weltberühmten Fotomotiven – dem Eiffelturm, den Pyramiden, der Akropolis oder an beschaulicherem Orten wie hier –, knipste man brav seine Bilder, während man insgeheim dachte: Und das soll alles sein?

Salzburg war klein, überschaubar und wenig spektakulär, und der Regen verschlimmerte diesen Eindruck noch einmal.

Darüber hinaus zeigte sich die Stadt ihren Neuankömmlingen gegenüber nicht gerade von der freundlichsten Seite. Vor wenigen Minuten, als die Familie ihre Handgepäcktrolleys über den Residenzplatz schob, hatte eine Frau aus dem Fenster ihrer Wohnung nach unten krakeelt, sie sollten gefälligst mit dem Gepolter aufhören. Sie hatte sich angehört, als hätte sie Stimmbänder aus Stacheldraht. Leiser spazierten die drei unter ihren Regenschirmen weiter über den berühmten Domplatz zum Kapitelplatz, wo eine riesige goldene Kugel mit Männerfigur obendrauf – die Sphaera – ihre Aufmerksamkeit erregte.

Der kleine Sohn rannte aufgereggt darauf zu. Längst war er patschnass, weil er den Schirm mehr zum Spielen verwendete als zum Abhalten des Regens, aber das schien ihm nichts auszumachen. Er stellte sich zur Kugel und sah erwartungsvoll zu den anderen zurück.

Der Vater holte sein Handy heraus und machte ein Foto vom Sohn mit Goldkugel, aber auch von dem verwitterten Freiluftschatz direkt daneben, wo ein einsamer Straßenkünstler dem Regen trotzte. Er mimte die Spielfigur des Königs und schimmerte von Kopf bis Fuß golden, genau wie die riesige Kugel schräg über ihm. Nur an den Augen sah man, dass es ein echter Mensch war und kein Teil eines Gesamtkunstwerks. Er verharrte still auf seinem Podest, umgeben von anderen kniehohen Spielfiguren, die sich in der Grundaufstellung befanden. Der Schachkönig sah aus, als wollte er jeden Moment das Spiel eröffnen.

Das Kind beschäftigte sich noch ein wenig länger mit der wesentlich spektakuläreren Goldkugel, bis der Vater es drängte, sich auch mal auf das Schachbrett zu stellen. Anfangs zierte sich der Kleine noch. Dann, unter sanftem Zureden der Mutter, spazierte er unter seinem Schirmchen zum Schachbrett hin, aber nicht zum

goldenen König, sondern auf die gegnerische Seite mit den weißen Spielfiguren.

Der Vater lief um das Schachbrett herum und legte seinen Schirm weg, um mit beiden Händen filmen zu können. Ein altes Pärchen, das die frühmorgendliche Ruhe und den Regen für einen Spaziergang nutzte, blieb stehen und sah ihnen zu. Der Kleine, sichtlich motiviert von der plötzlichen Aufmerksamkeit, hob einen weißen Bauern hoch und stellte ihn zwei Felder weiter ab. Direkt neben seiner Spielfigur blieb er stehen und wartete darauf, dass der König den nächsten Zug machte. Als dieser nichts tat, sah er unsicher zu seinem Vater zurück, der den Dauermen hochreckte und ihn mit einer kreisenden Handbewegung zum Weitermachen animierte. Die Alten lachten und sagten etwas zum Vater, das dieser nur mit höflichem Nicken quittieren konnte.

Alle warteten auf eine Regung. Der Kleine tappte ungeduldig mit dem rechten Fuß in eine Pfütze und gestikulierte theatralisch. »It's your turn!«, rief er dem König zu. Der Vater lachte, verwackelte kurz das Bild und suchte den Blickkontakt zu seiner Frau, die ebenso entzückt zu sein schien wie er, bevor er sich wieder auf die Aufnahme konzentrierte.

Schließlich wurde es dem Knaben zu bunt. Er verließ seine Position und trat an den goldenen König heran, ohne sich um das Spielfeld oder die anderen Figuren zu kümmern. Er hob seine Hand und zupfte am Mantel des Königs, zuerst leicht, dann fester, doch der Mann wollte sich immer noch nicht rühren.

Der Kleine ließ nicht locker. Er legte den Schirm weg, sah durch den Regen nach oben und zerrte nun mit beiden Händen am Schachkönig – bis seine Mutter plötzlich rief, er solle damit aufhören. Spätestens an ihrem Tonfall konnte man erahnen, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmte.

Der Straßenkünstler wankte. Das amerikanische Touristen-

kind blieb stehen. Der Vater filmte weiter, während die Mutter ihren Schirm fallen ließ und losrannte, aber zu weit entfernt war, um noch rechtzeitig eingreifen zu können.

Der goldene Schachkönig kippte, stürzte von seinem Sockel und begrub das Kind unter sich.

2

PARIS

Liv Persson, Banque Parisienne

Sie war jetzt die heißeste Aktie der Stadt. Sie wusste es und erkannte es zugleich in den Blicken der anderen. In der Bewunderung. Der Unterwürfigkeit.

Dem Neid.

Binnen weniger Monate hatte sie geschafft, was ihre vorwiegend männlichen Kollegen in ihrer gesamten Karriere nicht erlebten. Was die erlebten, waren graue Haare, Scheidungen und Herzinfarkte.

Liv hingegen war jung, gesund, attraktiv und das größte Talent, das der Pariser Finanzplatz je gesehen hatte. Obwohl sie erst seit einem knappen Jahr in der Banque Parisienne arbeitete, standen ihr nun alle Türen offen. Morgen früh würde sie eine Gehalts erhöhung fordern, die ihren Vorgesetzten garantiert Schweißausbrüche bescherte. Aber das kümmerte sie nicht. Bei dem Gewinn, den die Bank dank ihrer Arbeit absahnte, war selbst das Dreifache ihres bisherigen Gehalts ein Schnäppchen.

Liv schluckte den Champagner und verbarg das Grinsen, das sie kaum noch loswurde, seit sie es ihren Konkurrenten in Frankfurt so richtig gezeigt hatte, vor ein paar Stunden erst. Mehrere internationale Bankhäuser hatten sich im Wettrennen um einen Riesendeal gegenseitig überboten, bis am Ende nur noch sie und die Frankfurter übrig gewesen waren. Doch Liv hatte dank ihres brandneuen Berechnungssystems den Fisch an Land gezogen, der

die Banque Parisienne – und mit ihr den ganzen Finanzplatz Paris – auf ein völlig neues Level hob.

Dabei erinnerte sie sich noch gut an die Enttäuschung, als der Brexit sie vor wenigen Jahren nicht in die Mainmetropole, sondern an die Seine geführt hatte. Genauer gesagt, nach La Défense, jenem ultramodernen Hochhausviertel, in dem auch die Banque Parisienne ihren verspiegelten Elfenbeinturm hochgezogen hatte. Paris war eines der großen europäischen Finanzzentren, reichte aber lange nicht an Frankfurt oder London heran. Paris war eine B-Adresse und die Karriere schnell auf dem Abstellgleis. Man musste mit Leistung auf sich aufmerksam machen.

So wie Liv. Sie wettete, dass man die Erschütterungen ihres Erfolgs noch an der Wall Street in New York spüren konnte. Und sie wusste, dass sich nun alles lohnen würde. Die Jahre in Bologna. Der Eintritt in die internationale Bankenwelt, gegen den Protest ihres Vaters, der die Finanzindustrie verabscheute. Die harte Arbeit.

Und, niemals zu vergessen, der unerwartete Rückenwind.

Die anonymen Briefe ...

»Je vous félicite«, sagte ein Mann mit schütterem Haar, der plötzlich neben ihr auftauchte. Er stieß seine Sektflöte aufdringlich an ihre, stellte sich als Antoine Irgendwas aus dem Private Banking vor und überflutete sie mit seinem Französisch. Liv hatte ihn noch nie gesehen. In seinen Augen erkannte sie Bewunderung und Neid, und ganz bestimmt träumte er gerade von einem heißen Tête-à-Tête mit jener Frau, die soeben drei Schritte auf der Karriereleiter auf einmal genommen hatte. Sie zwang sich zu einem Lächeln, beeilte sich dann aber, ihn wieder loszuwerden, indem sie zwei Vorstandsmitglieder ansteuerte.

Eine knappe Stunde später saß sie im Taxi nach Hause. Draußen vor der Banque Parisienne hatte sich der viele Champagner be-

merkbar gemacht, wie meistens an der frischen Luft. Zum Glück hatte niemand gesehen, wie sie einen Moment lang um ihr Gleichgewicht kämpfen musste. Keiner außer diesem aufdringlichen Antoine. Er hatte ihr aufgelauert, als sie das Gebäude verlassen wollte. Mit Dutzenden Glückwünschen und vollmundigen Versprechungen im Gepäck, hatte sie gar nicht mehr an den aufdringlichen Franzosen gedacht, der sie plötzlich am Arm gepackt hatte, um sie zu stützen. Beinahe hätte sie ihm mit der Polizei gedroht. Aber dann war zum Glück das Taxi gekommen.

Liv sehnte sich nach einer heißen Dusche. Auf der A86 waren es nur wenige Minuten bis zu ihrem kleinen Haus in La Celle-Saint-Cloud. Sie hatte noch nie in einer Wohnung gelebt und schätzte es, wenn die eigenen vier Wände wirkliche Wände und nicht bloß dünne Raumtrenner waren, weshalb sie sich gegen das Pariser Stadtzentrum und für den Vorort hier entschieden hatte. Außerdem liebte sie die Natur und wollte zumindest die Idee von Weite um sich herum haben.

Natürlich war auch das Geld ein Grund gewesen, weswegen sie hier im Vorort lebte. Selbst als Spitzenmathematikerin einer französischen Großbank verdiente man nicht annähernd genug, um sich das Leben in Nobelvierteln wie Saint-Germain-des-Prés oder Marais leisten zu können. Jedenfalls nicht so, wie man sich ein Leben in Paris vorstellte.

Vorbei, rief sie sich in Erinnerung, und eine Welle des Glücks wogte durch ihren Körper. Bald konnte sie sich alles leisten. Ein ganzes Loft. Oder besser noch, eine Villa mit ausreichend Grün drumherum. Eine Landwirtschaft brauchte sie nicht mehr – davon hatte sie als Kind mehr als genug gehabt. Vor allem vom Stallgeruch, den sie für immer hinter sich lassen wollte.

Ihre Eltern zu Hause in Schweden würden ihren Erfolg weder verstehen noch einzuordnen wissen. Aber das machte nichts. Sie waren einfache Leute mit einfachen Problemen – gerade, ehrlich

und zu stolz, um fremde Hilfe anzunehmen, selbst damals, als der Hof nach einem Brand vor dem Ruin gestanden hatte.

Liv seufzte, wenn sie daran dachte, dass sie solche Dinge bald mit einem Fingerschnipp regeln konnte. Sie sah in die leeren Straßen hinaus, in den schwarzen Himmel ohne Sterne, in die Welt, die nun ihre sein sollte.

Was würde sie weiter erwarten? Wo würde sie wohnen, wen lieben und wie das Leben auskosten, das ihr jetzt offenstand? Sie hätte es zu gerne gewusst.

Wenig später ließ das Taxi sie im Dunkel der kleinen Seitenstraße zurück, in der ihr Häuschen lag. Sie war zweihundert Meter früher ausgestiegen, um sich noch etwas die Beine zu vertreten. Wie üblich schlief die Gegend hier schon tief und fest, weshalb sie ihre Pumps auszog und barfuß ging.

Der Straßenbelag war kühl. Irgendwo raschelte etwas, und Grillen zirpten, doch im Großen und Ganzen war die Umgebung wie tot. Liv packte die Schuhe in ihre Tasche, holte die Zigaretten heraus und zündete sich eine an. Weil ihr plötzlich danach war. Sie hatte eigentlich aufgehört und die Packung bloß noch bei sich, weil der Entwöhnungsratgeber sie dazu angehalten hatte. Jetzt, mit der brennenden Kippe zwischen den Lippen und dem beißenden Rauch in ihrer Lunge, kam ihr das Abgewöhnen dämmlich vor. Sie war jetzt eine Gewinnerin, und Gewinnerinnen taten, wonach ihnen war ...

Plötzlich sah sie ihren eigenen Schatten vor sich auf der Fahrbahn. Ein Motor startete. Dann rollte ein Fahrzeug an, das sie vor Kurzem passiert hatte. Sie konnte sich nicht erinnern, jemanden darin gesehen zu haben. Auch hatte sie keine Autotür gehört. Oder hatte sie bloß nicht darauf geachtet? Sie beschleunigte ihre Schritte, bis sie schon fast lief.

Der Fahrer schaltete in den zweiten Gang und gab viel zu viel Gas für die verschlafene Gegend. Liv suchte nach Fluchtwegen

und fand keine. So ländlich die Gegend auch sein mochte, die Zäune und Mauern waren massiv und die Hecken zu dicht, als dass sie hätte hindurchschlüpfen können.

Das Fahrzeug war fast da. Nun lief sie wirklich. Sie warf die Zigarette weg und packte die Tasche mit beiden Händen, um schneller vorwärtszukommen. Sie sah ihr Haus, doch sie würde es nicht schaffen. Sie wollte schreien und konnte es nicht. Im letzten Moment sprang sie hinter einen alten, hölzernen Leitungsmast, der viel zu schwach wirkte, um einen Wagen stoppen zu können, presste ihren Rücken an eine Steinmauer, zwängte die Lider zusammen und erwartete den Einschlag ...

... der nicht kam.

Das Auto raste an ihr vorbei und beschleunigte weiter, und ehe sie sich das Kennzeichen oder Fabrikat hätte merken können, war es schon fort. Zurück blieben nur Stille, zu wenig Luft und ein Herz, das viel zu schnell trommelte.

Dummkopf, dachte sie, während sie die letzten paar Meter zu ihrem Haus ging und sich plötzlich wieder völlig nüchtern fühlte.

Sie hatte zu viele Krimis gesehen. Schnellen Autos lief man nicht davon, man wich ihnen aus. Weil in der Wirklichkeit keine Mörder darin saßen, sondern dumme Jungs mit zu viel Testosteron in ihrem Blut. Unvermittelt fühlte sie sich wieder wie das schüchterne schwedische Bauernmädchen, das sie mal gewesen war, bevor das Internat und später die Briefe ihr gesamtes Leben umgekrepelt und ganz neue Türen aufgestoßen hatten.

Liv schloss ihre Haustür auf und stellte die Tasche am Eingang ab. Ohne Licht anzumachen, ging sie ins Badezimmer, das zwei Türen weiter lag, drehte, immer noch im Dunkeln, den Heißwasserhahn auf und hörte dem Rauschen zu, bis ihr Puls wieder auf einer normalen Frequenz war. Dann streifte sie ihren Rock ab und die Strumpfhose, zog die Bluse aus, den BH und den Slip und löste die Haarklammer, bevor sie sich unter den Wasser-

strahl stellte, der so heiß war, dass er andere in die Flucht getrieben hätte. Ihr hingegen konnte es kaum jemals zu heiß sein. Sie ließ mit geschlossenen Augen das Wasser auf sich prasseln, bis auch der letzte Rest von Anspannung fortgespült war.

Sie drehte den Hahn ab und spürte den Dampf, der sie umgab wie in der türkischen Sauna. Bleierne Schwere erfasste sie. Sie wollte sofort ins Bett, ohne Föhnen, ohne Zähneputzen, ohne Nachthemd.

Als sie ihre Augen öffnete, erstarrte sie.

Weil sie etwas sah.

Etwas, das in ihrem Badezimmer stand. Ohne hierherzugehören. Sie sah es bloß, weil eine fahle Straßenlaterne durchs Fenster leuchtete und seine Umrisse zu erkennen gab. Das Ding war mannshoch und rührte sich nicht. Livs Verstand suchte nach einer harmlosen Erklärung. Sie dachte an etwas, worüber sie unachtsam ihre Kleidung gehängt hatte. Etwas, das sie vor Kurzem hier abgestellt hatte und jetzt in der Dunkelheit ganz anders aussah. Doch da war nichts.

Außer einem Menschen.

Aber niemand gehörte in diese Wohnung. Nur sie.

Liv rührte sich nicht. Atmete nicht einmal. Sie war das Beutetier, das sich tot stellte und hoffte, dass man es nicht fand.

Doch diese Hoffnung war absurd. Jemand stand in ihrem Badezimmer, sie war nackt und schutzlos, und zwischen ihnen lag nur eine Scheibe aus dünnem Glas.

»Was wollen Sie?«, sagte sie mit brüchiger Stimme und klang ganz wie das Opfer aus einem billigen Horrorfilm. Hätte Panik nicht längst ihr Bewusstsein geflutet, hätte sie sich dafür geschämt.

»Qu'est-ce que vous voulez?«, stieß sie aggressiver aus, während sie darüber nachdachte, ob ihr nicht doch jemand einfiel. Aber da war niemand. Kein Freund, kein Ex-Freund, kein Ange-

höriger, der einen Schlüssel gehabt hätte, und auch keine Nachbarn. Das hier war ihr Platz. Ihrer allein.

Der Weg an die Spitze ist einsam, fiel ihr eine passende Weisheit ein, unmittelbar gefolgt von der nächsten. Sie war das Letzte, woran Liv dachte, bevor die fremde Gestalt sich regte.

Alles hat seinen Preis.

3

DEN HAAG

Inga Björk, Europol

Björk staunte nicht schlecht, als sie Christian Brands Adresse in der Stille Veerkade fand, die in unmittelbarer Nähe des kunstvollen Eintrittstors nach Chinatown lag. Das Wohnhaus überragte seine Nachbarn gleich um mehrere Geschosse. Es wirkte, als sei es – vornehm ausgedrückt – organisch gewachsen. Als hätten sich Architekten unterschiedlicher Herkunft, Epochen und Preisklassen aneinander abgearbeitet und am Ende doch die Chinesen gewonnen.

Dass Brand sich ausgerechnet hier eingemietet hatte und auf die angebotene Dienstwohnung in einem nobleren Stadtteil verzichtete, war typisch für ihn. Die Kunst ließ ihn nicht los. Es war fast, als wollte er Gott und der Welt zeigen, dass die Kunst seine wahre Berufung war, während er als Polizist bloß seine Brötchen verdiente.

Björk trat an die Klingeltafel heran, an der vorwiegend chinesische Namen geschrieben standen. Brands Knopf suchte sie vergebens. Und selbst wenn sie ihn gefunden hätte, wäre sie nicht schlau geworden, wie sie in das Gebäude hineinkommen sollte. Die einzige Tür, die es gab, führte direkt in einen Salon für Fußpflege, der sonntags geschlossen war.

»Brand«, grummelte sie und legte den Kopf in den Nacken, wobei sie eine Frau entdeckte, die gerade ein Tuch aus dem Fenster hielt und ausschüttelte. Als sich ihre Blicke trafen, schien diese

kurz zu erschrecken. Sie machte eine entschuldigende Geste, gefolgt von einer weiteren, die bestimmt bedeuten sollte, den Klingelknopf zu drücken und hineinzugehen.

Björk nahm ihre Sonnenbrille ab und zuckte mit den Schultern, worauf die Frau etwas auf Chinesisch herunterrief und Björk bloß den Kopf schütteln konnte.

»Brand?«, rief sie aus einem spontanen Impuls heraus. »Christian Brand?«

Die Frau überlegte. Dann hellte sich ihr Gesicht plötzlich auf, und sie deutete aufgeregt nach oben, was vermutlich hieß, dass Brand über ihr wohnte. Womit immer noch nicht geklärt war, welchen Knopf Björk drücken und wie sie hineinkommen sollte. Die Frau verschwand in ihrer Wohnung.

Als Björk schon kehrtmachen wollte – der Überraschungsbesuch war ihr mittlerweile zu ulkig geworden –, summte die Tür. Björk zog sie auf und betrat den Pediküresalon, in dessen hinterer rechter Ecke die Attrappe einer Überwachungskamera hing. Sie schritt zwischen Hochstühlen, Waschbecken und jeder Menge Dekoration hindurch, immer noch unsicher, wie es denn nun weiterging – als sie im hinteren Bereich des Salons das mufelige Treppenhaus entdeckte.

Backstein und billige Fliesen, großteils gesprungen oder scharfkantig abgesplittet, entsprachen Björks erstem Eindruck vom Gebäude. Sie stieg hinauf und hörte ein Radio mit Chinapop. Ein Bewohner schnatterte etwas, ein anderer schnatterte zurück. Alle Türen waren geschlossen, an keiner stand Brands Name, und niemand ließ sich im Treppenhaus blicken. Auch an der letzten Tür stand kein Name.

Björk reichte es. Sie hatte sich extra die Zeit genommen und sogar noch etwas für Brand besorgt. »Kommen Sie mal vorbei«, hatte er gesagt, und es hatte nicht wie die übliche Floskel geklungen, die man so dahinsagte und wo man gleichzeitig wusste, dass

es nie passieren würde. Doch hätte er es wirklich ernst gemeint, hätte er ihr wohl irgendeinen Hinweis gegeben, wie sie denn bei ihm vorbeikommen sollte.

Es war der Geruch frischer Farbe, der sie vor der obersten Wohnungstür innehalten ließ. Renovierungsarbeiten hielt sie für unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher war, dass Brand gerade malte, sie also tatsächlich vor seiner Wohnungstür stand.

Sie hob ihre Hand und wollte klopfen, als sie sich im letzten Moment zurückhielt und mit ihrer Hand den Messingknauf der Tür umschloss. Eine kleine Revanche musste sein. Sie drehte den Knauf und drückte leicht.

Offen.

Sie machte die Tür nur so weit auf, dass sie mit ihrem Einstandsgeschenk hindurchschlüpfen konnte, und schloss sie wieder. Bestimmt hatte er nichts gehört.

Dafür hörte sie etwas. Pinselstriche auf Leinwand, irgendwo in der Wohnung. Vom Gang gingen mehrere Räume ab, deren Türen alle offen standen. Überall lehnten Bilder, und der Geruch nach Farbe war jetzt beißend.

Björk trug Sneakers, mit denen sie geräuschlos vorwärtskam. Dennoch zwang sie sich, langsam zu machen. Man konnte schließlich immer einen Punkt erwischen, an dem eine Holzdiele knarzte.

Sie betrachtete die Bilder bloß aus dem Augenwinkel, den Blick starr nach vorne gerichtet, auf das Geräusch der Pinselstriche zu. Brands Malereien waren immer noch düster. Als Kunstbanausin konnte Björk sie keiner bestimmten Stilrichtung zuordnen. Immerhin erkannte sie, dass Brand ausschließlich Acrylfarben verwendete und diese auch mal dick auftrug. Genau wie auf jenem Bild, das er von ihr gemalt hatte, nackt, mit ihrem riesigen Baumtattoo, das er so gut getroffen hatte, obwohl er es in der lebensgefährlichen Situation ein paar Tage zuvor nur kurz gesehen ha-

ben konnte ... Sie verbot sich jeden weiteren Gedanken daran. Was war, das war. Außerdem existierte das Bild nicht mehr. Aber wenn Malen Brand half, seine Dämonen loszuwerden, dann war es eben so.

Seit er ebenfalls in Den Haag lebte und arbeitete, hatten sie sich erst ein paarmal gesehen. Meist nur kurz, in einem der Gänge oder vor der Zentrale von Europol, und immer war es bei Small Talk geblieben. Weitere gemeinsame Einsätze hatte es bisher nicht gegeben. Strukturierte Serienverbrechen waren rar, weshalb Brand und sie ihre Dienstzeit kleineren Fischen widmeten, nach denen sie getrennt voneinander angelten.

Eine Zeit lang war Björk nicht unglücklich darüber gewesen. Ihr letzter Fall hatte viel größere Kreise gezogen, als ihr lieb gewesen war. Mehrere große Printmedien hatten Brand und sie ungefragt zur großen Story gemacht und sie als *das knallharte Europol-Erfolgsduo* hochstilisiert, mit Fotos aus Pressekonferenzen und anderen Schnappschüssen bebildert. Natürlich hatten sie auch Björks optische Auffälligkeit erwähnt, die sie nicht zuletzt ihren Tattoos zu verdanken hatte. Zwar hatten Brand und sie Interviews und Fotoshootings abgelehnt, weil es selten ratsam war, als Ermittler ins Rampenlicht zu treten, aber gegen Berichterstattung im öffentlichen Interesse war kein Kraut gewachsen und gegen kreative Journalisten auch nicht. Erst in den letzten Wochen hatte sie gespürt, dass sie den Nervenkitzel zu vermissen begann, was möglicherweise auch dazu geführt hatte, dass sie hier und heute in Brands Wohnung war.

Immer noch sah sie ihn nicht. Dann räusperte er sich, hustete. Björks Mundwinkel gingen unwillkürlich nach oben. Sie holte tief Luft für eine lockere Begrüßung, als sie erneut innehielt.

Er war nicht allein.

Mit Björks letzten Schritten offenbarte sich eine Frau. Asiatisch anmutend und splitterfasernackt, mit seidigem, pech-

schwarzem Haar. Ihre Haut war hell und makellos. Alles an ihr war makellos. Sie stand ihm Modell und saß dazu auf einem drehbaren Schemel, den Blick seitlich nach unten gerichtet, die Arme locker in den Schoß gelegt. Sie wirkte wie eine Schaufens-terpuppe und schien doch vor Leben zu strotzen. Die Sonne, die durchs Dachfenster schräg einfiel, ließ ihren Körper erstrahlen wie den einer Göttin.

Brand stand mit dem Rücken zu Björk, wodurch sie seine Arbeit betrachten konnte. Er malte schnell und intensiv, wobei Motiv und Umsetzung nicht viel miteinander zu tun hatten.

Erneut wollte Björk auf sich aufmerksam machen – erneut tat sie es nicht. Weil die junge Frau sie plötzlich unverhohlen anstarrte. Einen Moment lang schien ihr Blick Björk durchbohren zu wollen, bevor er an ihr hinabwanderte, an ihr und ihren Tattoos, die sich nie ganz von der Kleidung verdecken ließen. Dann lächelte sie, und fast wirkte es triumphierend, bevor sie wieder entrückt in die Ferne sah. Brand schien nichts davon mitzubekommen.

Mehrere Minuten lang ging alles so weiter. Brand malte, das Aktmodell saß still, und Björk beobachtete die beiden ohne Scham. Sie wollte warten, bis Brand eingefangen hatte, was er einzufangen suchte. Sie hatte keine Eile. Wenn die Frau weg war, hatten sie alle Zeit der Welt.

Da räkelte sich das Modell plötzlich und gähnte.

»Brauchst du eine Pause, Mailin?«, fragte Brand. Seine Stimme klang sanfter, als Björk sie in Erinnerung hatte.

»Nein«, sagte Mailin lang gezogen, erhob sich dennoch und ging zu ihm hin. Björk bewunderte ihre geschmeidigen Bewegungen. Mailin legte die flache Hand an Brands Seite. »Ich brauche dich«, säuselte sie ihm ins Ohr. Kurz sah sie noch einmal zu Björk zurück – wieder mit diesem Ausdruck, in dem Triumph geschrieben stand, der Sieg des Makellosen über das Gezeichnete, das Björk repräsentierte.

Als Mailin ihren Kopf drehte und die Nase an Brands Wange legte, ihr nackter Körper nur Zentimeter von seinem, zog Björk sich lautlos zurück und ging.

Erst unten vor dem Haus fiel ihr auf, dass sie ihr Einstandsgeschenk immer noch in Händen hielt. Sie drückte es dem nächst-besten Menschen in die Hand, der so aussah, als könnte er es gebrauchen.

4

UNBEKanntER ORT

Liv Persson, Banque Parisienne

Sie war wach und doch wieder nicht. Ihr war kalt. Ihr Kopf fühlte sich an, als wollte er jeden Moment explodieren. Ihr rechter Fuß schmerzte. Sie hustete und hatte Mühe, anschließend genug Luft in ihre Lunge zu bringen.

Sie erinnerte sich sofort wieder, was geschehen war. Der Triumph. Die Feier in der Bank. Das Taxi und das Auto, vor dem sie davongelaufen war.

Die Gestalt in ihrem Badezimmer.

Die Gestalt, die sie gepackt und aus der Duschkabine gerissen hatte. Sie hatte noch versucht, sich zu wehren, doch all die Selbstverteidigungskurse, die sie auf Situationen wie diese hätten vorbereiten sollen, erwiesen sich schnell als nutzlos.

Sie hatte sein Gesicht erwischen wollen, die Nase, dann seine Weichteile, doch ihre Schläge waren wieder und wieder ins Leere gegangen, bevor der Mann sie einhändig wie eine Puppe umklammert und ihr mit der anderen Hand etwas aufs Gesicht gedrückt hatte, bei dem sie sofort an Chloroform denken musste. Instinktiv hatte sie den Atem angehalten und sich weiter gewehrt. Sie hatte mit den Fersen nach hinten getreten und bloß die scharfkantige Ecke der Badewanne getroffen. Sie hatte geschrien und sich aufgebäumt, die Wirbelsäule gekrümmt und sie wieder gestreckt, doch nichts half gegen die Urgewalt ihres Angreifers. Sie hatte gewusst, dass das Betäubungsmittel früher oder

später seine Wirkung entfalten würde. Weil man nicht einfach so zu atmen aufhören konnte. Reflexe waren stärker als jeder Wille. Sie hatte noch versucht, sich betäubt zu stellen. Es hatte nicht geklappt.

Sie wollte ihren Kopf heben, aber die Schmerzen ließen es nicht zu. Außerdem war etwas um ihren Hals gebunden, das sie sofort würgte. Sie versuchte hinzugreifen, um es zu lockern. Doch sie konnte die Hände nicht frei bewegen – auch sie waren fixiert.

Liv lag auf einer harten, schmalen Fläche, die gegen ihre Wirbelsäule drückte. Sie überlegte, kam aber auf keinen Gegenstand in ihrem Haus oder rundum, keine Mauer und keinen Tisch, der dazu gepasst hätte.

Sie öffnete die Augen und kniff die Lider gleich wieder zusammen, weil es viel zu hell war.

»Hallo?«, krächzte sie.

Keine Antwort.

Seitlich zischte etwas. Liv drehte ihren Kopf nach links und spähte zur Quelle des Geräusches. Zuerst sah sie nichts. Dann, langsam, wurde das Bild schärfer. Sie erkannte einen großen, dunklen Topf. Darunter standen gleich mehrere Gasbrenner.

Sie drehte den Kopf auf die andere Seite und bemerkte, dass ihre rechte Hand nach oben gestreckt an ein Gestell gebunden war. Sie versuchte, ihre Beine anzuheben, und wusste, dass es aussichtslos war.

Sie war gefesselt. An ein Metallgestell.

»Nein!«, schrie sie mit aller Kraft. Ihre Stimme klang so schrecklich, wie ihr Hals sich anfühlte.

»Sch, sch, sch!«, kam es von irgendwoher. Es musste der Angreifer sein. Sie suchte nach ihm, doch sah ihn nirgendwo.

»Hallo? Bitte ... Was wollen Sie von mir?«, krächzte sie, und das Gleiche noch mal auf Französisch.

Keine Antwort.

»Mir ist kalt!«

Da polterte es links von ihr.

Sie riss den Kopf herum und sah den schwarzen Topf, der sich langsam in ihre Richtung bewegte, begleitet vom Rasseln einer Kette und Abrollgeräuschen. Das Gefäß musste an der Decke aufgehängt sein. Direkt über ihrem Gesicht blieb es stehen.

Dann kippte es. Langsam.

Ein einzelner, silbrig glänzender Tropfen kroch an der Außenseite des Topfs herunter, verharrte, wurde größer und löste sich, beschleunigte im freien Fall, traf schwer auf Livs Wange und brannte sich zischend in ihre Haut. Die Schmerzen nahmen ihr den Atem.

Liv versuchte zu schreien. Aber es ging nicht mehr.

Das Letzte, was sie in ihrem Leben sah, war ein Schwall brodelnden Zinns.

ERSTER TAG DER ERMITTLEMENTEN

5

Christian Brand, Europol

Brand fuhr mit der Straßenbahn zum Europol-Hauptgebäude in der Eisenhowerlaan 73, wo er nun schon seit einem guten halben Jahr arbeitete. Er nahm die Tram nur an Regentagen wie heute, während er sonst mit dem klappigen Drahtesel unterwegs war, der in der Miete seiner Wohnung in Chinatown inkludiert war. Per Fahrrad kam er genauso schnell in die Arbeit wie mit dem Auto, das er nicht besaß, und war um einiges schneller als mit den Öffis. Holland war ein Fahrradparadies. Aber nicht nur deshalb kam ihm das Leben hier angenehmer vor als in Österreich. Mit etwas Aufgeschlossenheit und frei von den Schatten seiner Vergangenheit fand er es geradezu leicht.

Und es beflogte seine Kreativität. Nie zuvor hatte Brand so viele Bilder in so kurzer Zeit gemalt, nie zuvor hatte er so viele davon behalten, statt sie gleich wieder zu übermalen oder in die Tonne zu kippen. Schon in wenigen Tagen würde er hier in Den Haag seine allererste Ausstellung haben. Brand war deswegen seit Wochen nervös. Er arbeitete in jeder freien Minute, verzichtete oft aufs Essen und zweifelte an sich selbst – besonders wenn er an die alten Meisterwerke dachte, von denen er hier in Holland geradezu umzingelt war. Er hoffte bloß, das Vertrauen nicht zu enttäuschen, das ein lokaler Kunstliebhaber in ihn setzte, indem er die Ausstellung ermöglichte.

Dabei war Brand froh, etwas zu haben, was ihn forderte. Die

Arbeit bei Europol tat es nämlich nicht. *Verbindungsbeamter für taktische Unterstützung in den Partnerländern* war die Stelle betitelt, die man extra für ihn geschaffen hatte. Tatsächlich ließen sich Brands Einsätze pro Monat an einer Hand abzählen. Manchmal sprang er kurzfristig als Personenschützer ein, wenn die holländischen Polizeikräfte ausgelastet waren. Hin und wieder wollte man jemanden von Europol bei europäischen Behördenentreffen dabeihaben – und wenn es nicht gerade wichtig war, schickte man Brand, der über die Ineffizienz mancher Einrichtungen staunte und langsam glaubte, dass die opulenten Buffets der eigentliche Grund waren, weshalb man sich traf.

Für diesen Tag stand überhaupt nichts auf Brands beruflicher To-do-Liste. Er würde wohl den Schulungskatalog durchgehen, aus dem er passende Fortbildungen aussuchen sollte. Drei Viertel davon hätte er jederzeit selbst abhalten können. Um den Rest, der sich um Verhandlungstaktik, Krisenintervention und ähnlichen Kram drehte, machte er lieber einen großen Bogen. Schon als Einsatzbeamter der österreichischen Spezialeinheit Cobra war er ein Mann fürs Grobe gewesen, und er hatte nicht die Absicht, sich zum Feinmotoriker umschulen zu lassen.

»Statenplein«, schepperte die automatische Ansage aus den Lautsprechern der Tram. Brand drückte den Halteknopf, trat in den strömenden Regen hinaus und lief die letzten dreihundert Meter zu Fuß zur Arbeit.

Anderthalb Stunden später hätte sein Tag nicht unterschiedlicher aussehen können. Die Sonne schien ihm ins Gesicht, fünftausend Meter über Deutschland, im kleinen Privatjet von Europol, der vor wenigen Minuten in Rotterdam gestartet war. Brand blickte auf die geschlossene Wolkendecke unter sich und fragte sich, was er hier machte.

»Also?«, sagte er und schloss die Sonnenblende seines Fensters.

Inga Björk, die ihn ungeduldig am Flughafen erwartet hatte, wirkte angespannt und genervt. Genau wie in den ersten beiden Einsätzen an ihrer Seite. Wie damals übertrug sich die Stimmung sofort auf ihn selbst.

»Hallo? ... Björk?«

»Wir könnten längst in Salzburg sein«, sagte sie, ganz in ihren Laptop vertieft.

»Salzburg? Wozu?«

Bisher wusste er nur, dass es einen neuen Einsatz in Österreich gab, für den er angefordert wurde. Salzburg war neu. Die Stadt lag nur eine gute Stunde Fahrtzeit vom Hallstätter See entfernt, wo Brand aufgewachsen war und wo nach wie vor seine gesamte Verwandtschaft lebte. Was prompt sein schlechtes Gewissen weckte. Seit der Hochzeit seiner Schwester war er nicht mehr dort gewesen. Wenn er noch mehr Zeit vergehen ließ, würde seine Mutter eines Tages bei ihm in Den Haag auf der Matte stehen und eine Erklärung verlangen, die er ihr nicht geben konnte.

»Wozu Salzburg? ... Björk, hallo?«, bestand er auf eine Reaktion.

Sie antwortete nicht, sondern starrte bloß in ihren Computer, der zu ihr gehörte wie die blonde Stehfrisur und die helle hochgeschlossene Kleidung, unter der sich das riesige pechschwarze Baumtattoo verbarg, das ihren ganzen Körper überzog.

Brand hatte sich die Zusammenarbeit mit ihr ganz anders vorgestellt. Wie so vieles, als er sich für Den Haag entschieden hatte. Zwar war von Beginn an klar gewesen, dass Björk und er in unterschiedlichen Abteilungen arbeiten und nur bei Bedarf zusammengespannt würden. Aber dass dieser Bedarf monatelang auf sich warten lassen würde und Björk es obendrein nicht mal der Mühe wert fand, sich nach seinem Wohlergehen zu erkundigen – nach allem, was er für sie riskiert hatte –, hätte er nicht

erwartet. Er hatte sie schon mehrmals zu sich eingeladen und sich auch sonst bemüht, den Kontakt nicht abbrechen zu lassen, doch bisher war es stets vergebens gewesen.

»Soll der ganze Mist jetzt wieder von vorne losgehen?«, provozierte er sie weiter. Er hatte keine Lust auf den nächsten dienstlichen Blindflug, der mit Riesenkrach und Medienzirkus endete, in seinem Fall sogar mit Krankenhaus. Unwillkürlich ballte er die Hände zu Fäusten, wie er es in der Therapie bestimmt zehntausendmal gemacht hatte, und streckte die Finger wieder aus.

Endlich sah sie von ihrem Laptop auf. »Wir könnten längst in Salzburg sein, wenn Sie Ihr Diensttelefon eingeschaltet hätten.«

»Verzeihung, dass ich ein Privatleben habe.«

»Ziemlich viel davon, wie mir scheint«, sagte sie.

Brand musste kurz überlegen, wie sie das meinte, und vermutete dann, dass sie auf die Reste von Farbe anspielte, die sich an seinen Händen befanden. Trotz aller Bemühungen bekam er sie während intensiver Malphasen nie sauber. Dafür hätte es wohl Haut aus Teflon und Finger ohne Fingernägel gebraucht.

»Was ist in Salzburg? Wozu brauchen Sie mich? Kommen Sie, Björk«, drängte er.

»Vielleicht hat sich die Direktion daran erinnert, dass Sie aus der Gegend kommen ... und dass Sie dringend eine Aufgabe brauchen«, antwortete sie und wirkte, als wäre sie lieber allein geflogen.

»Ich wurde Ihnen aufs Auge gedrückt?«

Sie zeigte wieder keine Reaktion. Fast schien es so, als wolle sie ihn für irgendwas bestrafen, aber ihm fiel beim besten Willen nicht ein, wofür. Björk nahm einen Schluck Energy Drink und tauchte erneut in ihren Laptop ab.

Brand blies geräuschvoll die Luft aus, schob die Sonnenblende hoch und starrte auf die Wolken hinunter, die sich kaum lichten würden. Ganz Mitteleuropa lag unter einem Tiefdruckgebiet,

und für die nächsten Tage wurden sogar Überschwemmungen befürchtet.

Salzburg also. Brand erinnerte sich, gestern oder vorgestern etwas in den Nachrichten gesehen zu haben. Ein Straßenkünstler war von seinem Sockel gefallen, direkt auf ein amerikanisches Touristenkind, das eine schwere Gehirnerschütterung samt Schock davontrug. *Der Künstler verstarb noch an Ort und Stelle*, hatten die Medien berichtet. Doch so schlimm die Sache auch war, der Einsatz hatte bestimmt nichts mit diesem Todesfall zu tun.

»Sehen Sie«, sagte Björk, die ihren Laptop nun zu ihm hindrehte.

Brands Augen brauchten ein paar Momente, um sich von den grellen Wolken draußen auf den Inhalt des Bildschirms umzustellen. Es waren die gleichen Aufnahmen von diesem Straßenkünstler, die er schon aus den TV-Nachrichten kannte. Der Mann stand auf dem Freiluftschachbrett neben der goldenen Kugel, einem tonnenschweren Kunstwerk von mehreren Metern Durchmesser, von dem Brand bloß wusste, dass es die Salzburger liebevoll *Mozartkugel* nannten.

In den Nachrichten wurde die Wiedergabe des Videos unterbrochen, sobald die goldene Schachfigur nach vorne kippte. Auf Björks Laptop ging die Aufnahme weiter. Brand sah, wie der König den Kleinen unter sich begrub. Eine Frau – die Mutter des Kindes, wie Brand vermutete – war keine Sekunde später dort und rollte die Statue weg. Dann wackelte das Motiv aus dem Bild, bevor die Aufnahme wieder von vorne losging.

»Das war gar kein Unfall?«, staunte Brand und starre Björk an.

Sie schüttelte den Kopf. Brand fand einen anderen Ausdruck in ihrem Gesicht. Einen, den er schon kannte. Plötzlich wirkte sie wieder wie die Jägerin, die niemals ein Gesicht vergaß. Wie die Super Recogniserin und Spezialermittlerin, an deren Seite er schon zweimal gewesen war, wenn auch unter völlig anderen Voraussetzungen.

»Aber es hieß doch, die Schachfigur sei ...« Brand hielt inne und dachte nach, weshalb die Sache nicht längst schon große Kreise gezogen hatte. Er kam von selbst auf die Erklärung. »Die Medien haben keine Ahnung, was wirklich geschehen ist?«

Björk nickte.

»Aber was haben wir damit zu tun?«, stellte er die nächste Frage. Ein Mord in Österreich ging Europol nichts an. Es sei denn ...

»Er war nicht der erste«, vervollständigte Björk seinen Gedanken. »Sieht so aus, als hätten wir eine neue Serie.«

6

PARIS

Amélie Leclerc, Schülerin

Ich stehe an der Tafel und starre die Gleichung an, die ich lösen soll. Ich höre das Getuschel in der Klasse. Sie meinen es böse, sagt meine Schwester Marie immer. Sie versteht so was, obwohl sie erst sechs Jahre alt ist. Keine Ahnung, wie sie das macht.

Die Kreide in meiner linken Hand fühlt sich ekelig an, und vom Geräusch an der Tafel bekomme ich Gänsehaut. Die guten Schulen in Paris haben Computertafeln, wir immer noch Kreide und stinkende Schwämme.

»Nun, Amélie?«, sagt Madame Dubois. Ihre Augenbrauen ziehen sich zusammen – wie zwei dicke Raupen, die aufeinander losgehen. Ich stelle mir vor, wie daraus schillernde Schmetterlinge werden.

Sie hat die Arme verschränkt, ihre Finger trommeln auf ihren Oberarm. Rechnen fällt mir irre schwer und Gleichungen ganz besonders. Ich verabscheue dieses kleine X. Es ist einmal so und einmal so, kann tausend sein oder fünf oder minus hundert Millionen. Es ist genauso rätselhaft wie die Menschen. Um sie zu verstehen, müsste ich komplizierte Gleichungen lösen, was nicht geht.

Hinter mir tuschelt jemand, und ein Mädchen kichert.

Die Kinder in der Schule spielen mir oft Streiche oder lachen mich aus. Ich schaue zu Madame Dubois, die für die letzten zwei Monate des Schuljahres unsere Vertretungslehrerin ist.

»Was gaffst du mich so an? Steht mir die Lösung ins Gesicht geschrieben, Amélie?« Die Raupen auf ihrer Stirn berühren sich fast wieder.

Ich verstehe ihre Frage nicht. Ich stelle mir vor, wie es wäre, das Rechenergebnis von den Wangen oder der Stirn der Lehrerin ablesen zu können. Das wäre praktisch, weil man es bloß noch abschreiben müsste. Mehrere Sekunden lang kann ich an nichts anderes mehr denken.

»Du sollst die Gleichung lösen! Oder ist sie dir zu schwer? Dabei habe ich doch extra Rücksicht auf dich und dein sehr *spezielles* Leistungsniveau genommen.«

Noch mehr Kichern.

Die beneiden dich bloß, sagt Mama immer, wenn ich ihr von der Schule erzähle. Dabei gibt es an mir wirklich nichts zu beneiden. Die anderen Kinder sagen, ich checke nichts und weiß nichts, und egal, wie sehr ich mich bemühe, es wird so bleiben.

Ich schaue auf die Tafel, genauer gesagt, auf die Kreide zwischen meinen Fingern, die sich kein Stück röhrt. Ich will das X hinschreiben, aber ich weiß nicht mal, wohin. Links oder rechts?

Ich will fort. Nach Hause oder irgendwo anders hin. Dabei hat die Stunde gerade erst begonnen. Und ich kann nicht dauernd aufs Klo rennen, sondern muss Pluspunkte sammeln. Wenn ich durchfalle, darf ich nicht mit ans Meer, sondern muss in die Ferienschule, zusammen mit den anderen schwachen Schülern.

»Löse die Aufgabe endlich oder du bekommst ein Ungenügend!«, sagt Madame Dubois. Die anderen sind plötzlich still. Ich verstehe nicht, wieso sie manchmal lachen und das nächste Mal nicht, aber ich bin froh, dass sie endlich leise sind.

Ich atme durch, sehe die Aufgabe an und addiere zwei Zahlen links und subtrahiere zwei rechts. Dann schreibe ich die kürzere Zeile hin.

»Grandios«, sagt Madame Dubois.

Ich freue mich und strahle sie an.

»Du verstehst es einfach nicht, oder? Na los, mach!«

Ich drehe mich zur Tafel zurück. Plötzlich will ich es Madame Dubois und der ganzen Klasse zeigen. Mit staubigen Fingern schiebe ich meine dicke Brille ganz hoch auf die Nase. Ich zwinge mich zum Denken und sehe nur noch die Aufgabe. Ich schaffe die Zahlen auf die rechte Seite, reiße die fünf vom X weg und dividiere die rechte Zahl damit, und ich weiß, das Ergebnis ist sieben. Mein X ist sieben, und es ist mir total egal, was es in fünf Minuten für jemand anderen sein wird.

$x = 7$, will ich an die Tafel schreiben – als der Lautsprecher über der Klassentür knackst.

»Amélie Leclerc. Schülerin Amélie Leclerc umgehend ins Direktorat kommen!«

Vor Schreck bricht mir mitten im X die Kreide ab. Ich wurde noch nie ins Direktorat gerufen. Das passiert sonst nur denen, die sich mit anderen prügeln oder verbotene Sachen machen.

Mehrere Schüler tuscheln und kichern wieder. »Ruhe!«, sagt Madame Dubois.

Ich bücke mich runter, um die Kreide aufzuheben, richte mich mit wackeligen Beinen auf, lege eines der Bruchstücke wieder an und will das Ergebnis hinschreiben, als die Lehrerin dazwischenfährt. »Geh schon, Amélie!«

»Aber ich will doch nur ...«

»Weißt du denn nicht einmal, was *umgehend* bedeutet?«, schreit sie fast. »Raus mit dir!«

Ich spüre Wut. Aber die nützt mir nichts. Wut macht alles bloß schlimmer. Ich muss die Aufgabe fertig machen, wenn ich zurückkomme.

Ich lege das Kreidestück weg und gehe langsam zur Tür. Mein Herz klopft. Beim Gedanken an die Direktion mache ich mir fast in die Hose.

»Ungenügend«, sagt Madame Dubois, als ich schon halb draußen bin.

Die Direktion befindet sich gleich beim Eingang der Schule, sodass man immer daran vorbeimuss, egal, ob man gerade kommt oder geht. Ich gehe absichtlich langsam, obwohl ich weiß, dass mein Problem davon nicht kleiner wird. Ich grüble, was man von mir wollen könnte, aber ich komme und komme nicht darauf.

Als ich ums Eck biege, sehe ich mehrere Erwachsene am Gang stehen. Einer ist der Herr Direktor, den ich noch nie aus der Nähe gesehen habe. Ein anderer unser Musiklehrer. Den dritten kenne ich nicht. Er hat einen dunklen Bart und dunkle Haare. Zusammen mit der schwarzen Kleidung sieht er aus wie ein Schornsteinfeger.

»Ah, Amélie!«, ruft Monsieur Clement. Ich mag ihn von allen Lehrern am liebsten, weil das, was er sagt, immer zu dem passt, was er tut. Außerdem bringt er mir total viel bei. Besser gesagt, er *hat* mir total viel beigebracht, bis es eines Tages nichts mehr zum Beibringen gab.

»Komm, Amélie, komm!«

Ich bleibe stehen. Irgendwann kommen schließlich die drei Männer auf mich zu.

»Das ist Amélie«, sagt Monsieur Clement. »Amélie, wir gehen ins Musikzimmer. Monsieur Bellini möchte dich spielen hören. Stell dir vor, er ist extra für dich aus Italien angereist.«

Der dunkle Mann räuspert sich und schaut mich an. Dann flüstert er dem Lehrer etwas zu, worauf dieser etwas antwortet. Es klingt italienisch. Ich verstehe es nicht.

Schließlich nimmt mich Monsieur Clement an der Hand und geht einfach los. Ich erschrecke und will sie zurückziehen, aber ich bin viel zu schwach. Monsieur Clements Hand ist schwitzig und drückt fester zu, während er schneller geht.

Wir kommen zum Musikzimmer. Hier bin ich am liebsten. Aber gerade jetzt will ich bloß noch nach Hause oder wenigstens aufs Klo, wo ich mich einsperren kann.

Monsieur Clement schiebt mich rein, setzt mich ans Klavier und macht die Abdeckung hoch.

Der Mann aus Italien steht in der Tür und schaut mich an. Der Herr Direktor redet auf ihn ein.

»Fang an!«, fordert Monsieur Clement.

Ich drehe mich zu den Tasten hin. Ich will überhaupt nicht spielen. Aber ich muss es für meinen Lehrer tun. Er hat sich immer für mich eingesetzt. Einmal hat er sogar die Kinder bestraft, die meine Brille zerbrochen und mich ins Klo eingesperrt haben, aus dem er mich befreit hat.

Ich streiche meine struppigen Haare zurück, weil mir das beim Nachdenken hilft. Aber mir fällt nichts ein, was ich spielen könnte. Ich kann sehr viele Stücke auswendig, aber keines ist jetzt richtig. Ich will auch nicht nach irgendwelchen Noten suchen, die im dicken Stapel auf dem Ständer vor mir liegen.

Ich will bloß meine Ruhe.

Aber weil ich muss, hole ich tief Luft und haue meine Finger in die Tasten. Ich spiele absichtlich so hässlich, wie ich kann. So hässlich, wie die Mathelehrerin im Inneren ist, und so gefährlich, wie der italienische Mann von außen wirkt. Ich spiele laut und schnell und achte nicht auf Harmonien. Das Klavier soll erzählen, wie es mir geht.

Ich spiele lange, mit geschlossenen Augen, und ich spüre die Vibratoren nicht nur in den Fingern, sondern auch in meinem Bauch.

Schnell fühle ich mich besser. Ich bin in einem riesigen Raum aus Tönen, die sich wie ein riesiges Schutzschild um mich legen. Nichts und niemand kann mich mehr lächerlich machen. Oder auslachen. Oder etwas anders meinen, als er es sagt.

Musik lügt nie.

Irgendwann lasse ich es gut sein. Ich ahne, dass ich einen Verweis bekomme, aber das ist mir egal. Ich werde ruhig, ganz ruhig.

Als ich in völliger Stille sitze, ist meine Welt wieder schön. Bis jemand etwas sagt. Direkt hinter mir.

Er flüstert. »Was war das?« Es klingt irgendwie so, als hätte er Angst.

»Das weiß ich nicht«, antwortet Monsieur Clement, der ebenfalls hinter mir steht.

Was war was?, überlege ich. Ich warte darauf, dass jeden Moment jemand loschimpft oder noch was Schlimmeres. Mein Nacken spannt sich an.

»Incredibile«, sagt der italienische Mann plötzlich laut.

Der Herr Direktor entschuldigt sich.

»Silenzio!«, fährt der Italiener fort. Ich kenne das Wort, aber ich verstehe nicht, was er damit meint. Ich weiß nur, dass ich mich besser nicht einmische, wenn Erwachsene miteinander sprechen.

Die nächsten paar Momente passiert gar nichts. Dann spüre ich eine Hand auf meiner linken Schulter. Sie ist kalt.

»Wo hast du das her?«, fragt der italienische Mann nun in schlechtem Französisch und bückt sich nah zu mir runter.

Ich habe zu viel Angst, als dass ich etwas sagen könnte. Außerdem verstehe ich auch diese Frage nicht.

»Antworte Monsieur Bellini!«, sagt der Herr Direktor.

»Aber was denn?«, stammle ich.

»Von wem ist dieses Stück?«, fragt der Italiener.

»Welches Stück?«

7

SALZBURG

Christian Brand, Europol

Angesichts des Wetters verließ der restliche Flug nach Salzburg erstaunlich sanft, sodass Björk von ihrer Übelkeit verschont blieb und bis zuletzt an ihrem Laptop weiterarbeiten konnte. Während der Europoljet auf der Landebahn ausrollte, sah Brand zur linken Seite in die Gischt hinaus und erkannte darin den Hangar-7, vor dem die restaurierte DC-6 der Flying Bulls parkte und wirkte, als wollte sie das Mistwetter und den Zahn der Zeit mit Verachtung strafen. Vor Jahren war Brand mal im Hangar-7 gewesen und hatte sich die alte Technik, aber auch die Formel-1-Boliden angesehen. Alles Schnelle faszinierte ihn. Was bestimmt auch daran lag, dass er aus einem Ort stammte, den man mit dem genauen Gegenteil verband.

Brand spürte eine Nervosität in sich, die nicht vom neuen Fall herrührte – als wollte ihn eine besondere Form der Schwerkraft in seine alte Heimat ziehen, die stärker wurde, je näher er dem Hallstätter See kam. Er wusste, dass er sich zu Hause sehen lassen musste. Er wusste aber auch, dass das nicht ohne Emotionen abgehen würde. Seine Mutter wünschte sich, dass er eines Tages an den See zurückkehrte, das Erbe seines Vaters antrat und Dorfpolizist in Hallstatt wurde – ein weiterer *Inspektor Brand* in einer Reihe von Vorfahren, die zwar angesehen, aber letztlich chronisch untermordert waren. Weil es bis auf Raufereien, Nachbarschaftskram und touristische